



Roman Suhrkamp

**ANNIKA
SCHEFFEL**

**BEVOR ALLES
VERSCHWINDET**

Erste Auflage 2013

© Suhrkamp Verlag Berlin 2013

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42354-7

Bevor alles verschwindet

Für F.

Gegen die verdammte Endlichkeit.

Und da Jona anfang hineinzugehen eine Tagereise in die Stadt, predigte er und sprach: Es sind noch vierzig Tage, so wird Ninive untergehen.

(Matthäus 12,41)

... denn ein Traum ist alles Leben und der Träumer selbst ein Traum.

(Pedro Calderón de la Barca)

Der Ort, an den die Reise führt, und seine Bewohner sind frei erfunden, Ähnlichkeiten mit realen Personen, mit noch existierenden, abgebrochenen oder versunkenen Orten zufällig. Und: Wer oder was sich hier eingeschlichen hat, darf bleiben.

Jula Später

Die Landstraße, querfeldein, Hügel hinauf und hinunter, und das bei schönstem Herbstsonnenschein, eigentlich eine Glücksgarantie, und vielleicht pfeift er deshalb vor sich hin, auf jeden Fall dreht sie ihm jetzt das Radio ab. Gleich wird sie es sehen, das Wasser, dann sind sie da, am See, und »Kein Mensch« sagt Anton und nimmt ihre linke Hand, die mit dem tiefen Schnitt, das darf er nicht und das weiß er eigentlich, deshalb sagt sie schnell »Da vorn« und zieht die Hand weg. Jula zeigt auf die Spitze des Turms, auf das goldene Kreuz.

»Wahnsinn«, sagt Anton. »Echt, das ist der absolute Wahnsinn.«

Sie macht sich nicht einmal die Mühe zu nicken, aber Anton stört das nicht, so ein kindisches, so ein merkwürdiges Verhalten, Anton ist heute nur hier, um für sie zu tun, was er tun kann. Dafür hat er sich freigenommen.

»Damit endlich Schluss ist«, hat er gesagt. Um ihn wiederzusehen, denkt Jula.

Nein, Anton soll nicht mitkommen, das letzte Stück. Da oben am neuen Ausflugsplatz soll er sich hinstellen, vielleicht eine rauchen, er kann ein paar Fotos machen mit seiner überdimensionalen Kamera, er kann die Aussicht genießen, auf das zu dieser Jahreszeit schon vollkommen ausgestorbene Freizeitparadies, sich in Sicherheit wiegen, aber auf keinen Fall kann er mitkommen und er darf ihr nicht nachgehen:

»Und nicht gucken, bitte.« Anton will Jula einen Kuss ge-

ben, aber die dreht sich weg und Anton küsst die Luft, wie so oft.

»Nicht hier«, sagt Julia. Aber vielleicht hat er sich auch verhört, vom See her bläst der Wind viel stärker als dort, wo sie herkommen, als zu Hause in der Stadt, wo Julia sich besser auskennt mittlerweile, besser als hier.

Julia steigt den schmalen Pfad die Böschung hinab, auf den See zu, wo das Kreuz leuchtet wie früher, wie blankpoliert, dabei kann Greta – wie hieß sie noch mal mit Nachnamen, Mallicht, Mawicht, Mallnacht – sich in diesem April nicht darum gekümmert haben. Vereinzelt junge Bäume stehen unten am Ufer, zu schmal, um weite Schatten zu werfen, aber das wird noch. Irgendwo da muss er sein, da muss sie hin, und jetzt rutscht sie aus, fängt sich im letzten Moment, landet mit der rechten Hand in etwas Stachligem und schlittert im feuchten Laub in Richtung Wasser. Der See will sie haben, auch sie, das hätte sie sich denken können. Der Pfad muss gesichert werden, da kann man sich sonst das Genick brechen. Kurz überdenkt Julia diese Option, dann konzentriert sie sich auf den Abstieg.

Dicht am Ufer steht ein Stein, rundherum wurden Rosen gepflanzt, wahrscheinlich sind es die alten Stöcke vom Friedhof, die wollten sie damals mitnehmen, für eben das hier, für diese Gedenkstätte. Julia geht auf den Stein zu wie auf einen Altar, und das erste Mal seit langer Zeit hat sie keine Angst. Er wird kommen, er muss. Dort, weit hinten an der Mauer, am Rande des Sees leuchtet noch immer seine Botschaft, klitzeklein von hier aus, aber Julia weiß, was dort geschrieben steht.

Sie wendet den Blick ab, sieht auf den Stein, auf die Jahreszahlen, und plötzlich spürt sie ihn, da ist er endlich.

»Gegründet neunhundertdreiundzwanzig«, sagt Jules und: »Sieh mich nicht an.«

Julia fährt mit dem Finger über den Bindestrich und über

die Zahl dahinter, das Ende des Ortes. »Untergegangen vor ein paar Jahren«, sagt sie, und Jules nickt, Julia hat ihn vor Augen, ohne ihn anzusehen, sie erinnert sich genau. In identischen olivgrünen Herbstanoraks stehen sie vor dem Stein, gleich groß sind sie, gleich dünn und gleich unbeholfen, von hinten unterscheiden sie sich nur durch die Haarlänge und dadurch, dass Jules' Haar nass glänzt. Mittlerweile ist er fast zehn Jahre jünger als sie.

Jules beginnt die Inschrift zu lesen, die irgendein Hellseher oder Verrückter für den Stein ausgewählt haben muss, zweisprachig und holprig. »Von Calderón de la Barca«, sagt Julia. »Das klingt schön, wie du das sagst«, sagt Jules und: »Hast du Spanisch gelernt?« Das hat sie, sie hat viel versucht, um sich abzulenken.

»Vielleicht ist der Ort noch da«, sagt Julia.

»Ich bin mir nicht sicher«, sagt Jules und wendet sich zum Gehen. Warte, denkt Julia, sie sagt es nicht laut, aber Jules bleibt stehen.

»Es tut mir leid«, sagt sie. »Dass ich weggegangen bin.«

Jules nickt, und dann hört sie, wie er wieder ins Wasser geht, zurück in den Ort. Sie schaut ihm nicht nach.

Ein Abschied, das war endlich so etwas wie ein Abschied, aber weinen kann sie immer noch nicht, dafür ist zu viel verloren. Ein Zuviel, das eigentlich alles ist und gegen das auch ein Mensch wie Anton nichts tun kann und gegen das kein Hiersein hilft, kein Woanders und kein Garnicht. Seit fast zehn Jahren ist sie nicht hier gewesen, jetzt nimmt sie sich Zeit und weiß nicht wofür. Julia setzt sich ins nasse Laub, an den Rand des unermesslichen Sees und wartet.

*

Messgeräte schwingend kalkulierten sie sämtliche Daten, sie zählten jeden Vogel. Schon seit Jahren schlichen sie durch den Ort und die umliegenden Wälder. Zu Beginn waren sie aufgefallen, beobachtet worden, hatten sie Fragen und Ängste mit sich gebracht. Viele Bewohner waren verschwunden, wenige nur geblieben, nach dem ersten Auftauchen der Messenden. Irgendwann waren diese dann unsichtbar geworden und schließlich hatte der Ort sie vergessen. Und so lebten die Übriggebliebenen ihr Leben, wie man es überall tut. Bis es eines Tages ernst wurde, bis die Verantwortlichen kamen.

*

Mona

Die Verkündung

Es ist einer dieser Regenmorgen, die noch aus dem letzten November stammen, eiskalt und doch ohne Schnee und ohne Minusgrade, und das im Januar. Mona Winz, die davon träumt, eines Tages unsterblich zu sein, die sich nach ihrem gescheiterten Fluchtversuch vor fast zehn Jahren geschworen hat, für immer zu bleiben, und die in ein paar Monaten verschwunden sein wird, hat es als Erste erfahren: Mona begegnet dem Weltuntergang zuerst. Wie immer um diese Zeit ist sie auf dem Weg nach Hause, sie hat eingekauft, alles, was man braucht für ein Buntes Huhn. Ein warmer Eintopf ist genau das Richtige bei der Kälte. Mona geht die Straße hinunter, grüßt Greta Mallnicht, die ebenfalls auf dem Weg nach Hause ist, auf dem Weg zum Friedhof: »Tag, Greta.« Und Greta grüßt freundlich zurück, sie ahnt nichts, und Mona ahnt nichts, und wie könnten sie auch.

Aus dem Nachbarort kommend, sieht man das goldene Kreuz, weit ragt es über die bewaldeten Hügel der Umgebung. Die krumme Kirche steht im Tal, dort fließt ein Fluss hindurch, die Traufe, in der die Neugeborenen seit je von ihren stolzen Vätern untergetaucht werden, und danach können die Kinder nur noch in den Regen kommen, das Schlimmste haben sie bereits hinter sich, dem Ort mit dem ersten Schluck Brackwasser auf ewig verbunden.

Auch die beiden fahlen Herren bemerken an diesem Januartag das Kreuz. Gegen zwölf Uhr mittags rollen sie auf den

Ort zu, und gerade als Mann Nummer 1 den Kopf zum Himmel hebt, quetscht sich ein Sonnenstrahl durch die Wolken, knallt auf das Kreuz und lässt es blitzen. Nummer 2 sitzt am Steuer, und da trifft ihn der Lichtstrahl, viel zu hell für diesen Winter. Verärgert deutet er auf das Kreuz:

»Das verschwindet als Erstes.«

»Das kannst du nicht entscheiden«, sagt Nummer 1 und biegt das Infomaterial in seinen Händen. »Das entscheiden nicht wir.«

Das Kreuz reflektiert so gut es kann, es presst das Licht bis in die düstere Tiefe des Kellers hinein, wo David Wacholder am Fuße der Treppe steht. Immer hier bleibt er stehen und kann sich nicht losreißen von der Gestalt auf dem Gemälde. Sie ist in seinem Alter, und doch trennen David Jahrzehnte von diesem Menschen, den er sich so gut vorstellen kann, Jahrhunderte und der Zweifel, ob es ihn tatsächlich einmal gegeben hat, in diesem Haus, in dieser Welt. Aber wenn, denkt David, dann wäre das gut. Er muss sich beeilen, oben hört er die Schritte. Mit dem Zeigefinger streicht er über das Haar des Fremden, das Haar ist aus Öl, hart und unnachgiebig, es fehlt das Leben, und David schafft es, sich loszureißen, die albernen Träume zu vergessen. Er geht die Treppe hinauf, er bringt seinem Vater den Wein, damit der sich nicht fürchten muss, damit Ruhe ist, damit Frieden herrscht, damit es weitergehen kann wie bisher.

Träge blickt Nummer 1 über den Ort, der dort unten im Tal liegt, als würde er schlafen.

»Tote Hose«, sagt er. »Aber ist ja kein Wunder, die meisten haben sich laut Memo schon vor Jahren aus dem Staub gemacht.«

»Hast du den gesehen, da eben neben dem Schild?«, fragt Nummer 2.

»Wen?«, fragt Nummer 1, flüchtig schaut er in den Rückspiegel. »Wer soll da gewesen sein?«

»Da war so ein Junge, ich weiß nicht. Irgendwie merkwürdig.« Nummer 1 zuckt die Schultern. »Ich könnte schwören, da war wer!« Nummer 2 studiert die Welt im Spiegel, wolkenverhangener Himmel, vereinzelte Gehöfte, eine verwaiste Bushaltestelle, kahle Bäume und eine fast vergessene Landstraße. Von dem durchscheinenden Kerl mit dem seltsamen Blick ist nichts mehr zu sehen.

Bevor sie sich für das Bunte Huhn entschied, hatte Mona an diesem Morgen überlegt, ob sie sich schon an den Linseneinopf wagen soll, dann aber hatte sie den Kopf geschüttelt und zu sich selbst gesagt: »Nein, Mona, keine Linsen vor dem ersten Februar.« Das ist eine ihrer goldenen Regeln, das ist einer der Gründe, warum sie hier einige für verrückt halten. Mona macht sich nichts daraus. Solange sie im Laden an der Ecke einbezogen wird in die Plaudereien, man sie zuhören lässt beim Klatsch und Tratsch, bei der Planung des großen Jahrhundertfestes im Sommer und sie die Sorge teilen darf um alles, was jünger oder viel älter ist als man selbst, so lange ist es Mona egal, dass ab und an jemand den Kopf schüttelt über sie. Außerdem: Den Kopf schütteln sie ständig, über alles, über jeden, sogar über sich selbst, wenn kein anderer vorbeikommt; wenn man über nichts als sich selbst sich noch wundern kann. Mona hat keinen Fernseher, keinen schwarzen Kater, aber ein gemütliches Kissen und einen guten Blick auf den Hauptplatz. Niemand weiß davon, aber Mona ist mit Brille eine gute Beobachterin, und sie hört alles, sogar die Blumen hört sie wachsen im Garten, und zwar durch das geschlossene Schlafzimmerfenster.

»Und das ist doch schon was«, sagt Mona gern, sagt sie jetzt, abwesend und wieder einmal zu sich selbst, bevor sie im nächsten Moment von dem schwarzen Wagen angefahren wird.

Als er den Knall hört, geht Robert Schnee sofort in Deckung. Er hat heimlich am Fenster geraucht und fürchtet, er könne entdeckt werden. Robert ist passionierter Raucher, seine Frau Clara jedoch der Ansicht, dass so jemand wohl kaum ein gutes Vorbild für ein kleines Mädchen sein kann. Schon gar nicht für ein kleines Mädchen wie Marie, das auf die Frage, was es einmal werden wolle, wenn es groß sei, »Bin ich schon!« und »Blutabnehmerin« antwortet und damit Ärztin meint. Eine goldene Zukunft sieht Maries Mutter da am Horizont leuchten und jemanden, der die Familienpraxis hinter der Bäckerei übernimmt, und überschattet wird diese Vorstellung allein von Roberts Rauchschwaden, und daher muss er sie heimlich zum Fenster hinausblasen und bei diesem Knall schnell den Kopf einziehen und die Zigarette ausmachen, wegwerfen, aber nicht in den Müllsack. »Bloß nicht auch noch in den Müllsack«, sagt Clara immer, »das brennt doch.«

Robert taucht erst wieder auf, als Mona längst auf den Beinen ist. »Mona, ist irgendwas?«, ruft er aus dem Fenster, an dem er sich wieder schwungvoll und ausdrücklich zufällig positioniert hat. Er runzelt die Stirn, tritt zurück und öffnet den Mund zu einem altmodischen »O weh!«. Und dann setzt er noch einen drauf, Robert ruft ein außerordentliches »Moooo-naal!«. Die ganze Inszenierung ist seiner Schauspielausbildung zwar angemessen, jedoch genau wie diese allen vollkommen gleichgültig: Mona steht schon wieder. Natürlich hat sie Robert vor ihrem Zusammenstoß mit dem Auto am Fenster entdeckt, aber Mona ist zu höflich, um ihn zu kränken, und so blinzelt sie zu ihm hinauf und ruft:

»Aber nein! Aber vielen Dank, Robert!«

In seiner Zufriedenheit wundert Robert sich nur flüchtig über die beiden fahlen Herren in den dunkelblauen Uniformen, über das schwarz lackierte Auto mit dem fremden Kennzeichen. Er nickt zum Abschied, ein bescheidener Abgang nach einer mittelmäßigen Vorstellung. Robert schließt das Fenster,

seinen Vorhang und setzt sich auf das runde Bodenkissen. Zeit für die Stimmübungen. Tief aus dem Zwerchfell stößt er sinnfreie Laute ins Wohnzimmer. In zwei Tagen ist die Premiere des Königsdramas im Einmanntheater, da darf er nicht fehlen.

Mona hat ihre Brille verloren, sie sieht verschwommen, aber es reicht. Auf dem Boden liegt das Gemüse, das Emblem auf dem schwarzen Wagen, kürbisgroß, kann sie gerade so erkennen: drei wilde Pferde, die einem tosenden Fluss entsteigen. Sie lässt den Blick wandern, rechts von ihr steht ein dunkelblauer Mann, links von ihr steht ein dunkelblauer Mann, auf beiden Brustkörben das Emblem. Mona kann sich nicht konzentrieren, weil sie die beiden uniformierten Männer, die sie flankieren wie Leibwächter, recht ansehnlich findet in all ihrer Verschwommenheit. Ein derartiges Bild wird sich so bald nicht wieder bieten, und Mona möchte es genießen, Möhren hin oder her, in der Hoffnung auf jemanden, der vorbeikommt und ein Foto macht, darauf zu bewundern: Mona, nahezu blind, aber für die Ewigkeit dunkelblau flankiert.

»Geht es Ihnen wirklich gut?«, fragt einer der Männer, und Mona lächelt kurz. Vor mehr als zwanzig Jahren hat sie sich eine Dauerwelle machen lassen und wahrscheinlich hat sie noch heute das allerschönste Lächeln. Monas Augen glänzen durch das Grau dieses Tages hindurch. Das Brillenglas, von dem sonst alle Blicke abprallen, ist verschwunden, und Nummer 1 sieht Mona ganz scharf und die sieht ihn schemenhaft, aber gut genug:

»Ja, nein, alles in Ordnung.«

Sie wird sich den Geeigneteren von beiden aussuchen, diese Entscheidung trifft Mona schnell, aus dem Bauch heraus, in dem immer noch ihre Mutter hockt. Nach ihrem Tod ist Monas Mutter zu chronischen Bauchschmerzen geworden, hat sich in die Unendlichkeit eines schlechten Gewissens gegraben. In Wahrheit liegt sie nicht auf dem Friedhof, unter der

Thujenhecke, nein, sie lebt weiterhin zusammen mit Mona im Haus mit der Nummer dreizehn, mischt sich ein in absolut alles und besteht auf Schinkenwürstchen im Eintopf, die Mona hinunterwürgen muss. Monas Mutter trinkt Tee und liebt Blätterteiggebäck mit Hagelzucker. Mona wird schlecht davon, trotzdem isst sie die Reste, nichts soll verkommen, und ihre Mutter schafft nicht mehr viel, seit sie nur noch in Mona residiert.

Jetzt, nach fast fünfzig Jahren Wartezeit, also die Männer, die Liebe, das Leben. Mona wählt aus. Äußerlich sind sich die beiden recht ähnlich, aber das macht nichts. Monas Mutter hat ihr nicht viel gegeben, aber immerhin den einen oder anderen wertvollen Tipp, vor allem, was die Auswahl des Richtigen angeht, des sagenumwobenen Einen. Wichtig sei zunächst die Fähigkeit, ein Rad zu reparieren, und in Monas erbsenumrankten Hinterhof stehen gleich drei davon. Die wirken aufgepumpt sicher viel weniger traurig. Außerdem soll sie auf saubere Fingernägel achten und in einer intimeren Situation auf die Leidenschaft. Der eine Mann hat sehr schöne Hände, er hält ihren Arm, als wäre der lose, er drückt ihn ein wenig zu fest, aber auch das ist genauso sehr gut. Das mit den Händen, das ist wichtig, auch für Mona, nicht nur für die Mutter.

Nummer 1 zu Monas Rechten räuspert sich und sieht sie fest an, er sieht durch Monas Hornhautverkrümmung hindurch, das sieht sogar Mona. Wann hat sie das letzte Mal jemand so angeschaut? Blicke auf Mona erinnern für gewöhnlich an Leuchtfeuerlicht, einmal gestreift wird sie, und dann wird die Botschaft weitergetragen, niemand betrachtet Mona ausgiebig. Aber dieser Mann sieht sie fest an und Mona fokussiert seine rahmspinatgrünen Augen, und Mona freut sich auf die Liebe, sie fragt sich nicht, warum gerade Rahmspinatgrün sie so entzückt.

»Wo finden wir den Bürgermeister?«, fragt der Mann, und

Mona versagt die Stimme genau jetzt, sie weiß nicht mehr, wo man ihn findet, den Bürgermeister, Herrn Martin Wacholder, für die Ortsbewohner kurz Wacho. Dabei findet man den direkt in ihrer Nachbarschaft, in der Zwölf, ihn und seinen stillen Sohn David, beide Häuser wie fast alle hier aus Fachwerk, restauriert ist aber nur Wachos. »Ist ja auch das Rathaus, das ist repräsentativ und für alle«, hat Wacho damals beim Gerüstabbau gesagt und dabei stolz auf das glänzende Holz geklopft. Daran erinnert sich Mona beim Blick in die Augen, die sie wiederum an das eigene Haus denken lassen und dann an den Bürgermeister und schließlich an die Frage des Mannes: »Am Hauptplatz, zwanzig Meter die Straße hinunter.« So lauten die meisten Wegbeschreibungen, nur die Meter variieren. Was wichtig ist, findet man am Hauptplatz, alles andere muss man jenseits des Ortes suchen.

»Was wollen Sie denn?«, fragt Mona.

»Es geht um die Flutung.«

»Welche Flutung? Hat Wacho –« Mona hält inne. Sie wollte fragen, ob Wacho wieder auffällig geworden sei. Manchmal, das wissen hier alle, denn hier wissen alle alles, manchmal bekommt der Bürgermeister ein Problem mit dem Optimismus, mit der anhaltenden Abwesenheit seiner verlorenen Frau, und dann trinkt er mutwillig mehr als genug Punsch und steigt in sein Auto und fährt wie wild um den Hauptplatz herum und die Kinder behält man an diesen Tagen besser im Haus. Trotz der Gefahr sind sie alle froh, dass Wacho diesen Ausgleich hat. Solange er nur fährt und säuft, bleibt alles im Rahmen. Mona will das natürlich nicht verraten, das ist intern. Wenn der Mann mit den spinatgrünen Augen bei ihr einzieht, im Mooswerkhaus mit Blick auf die Vergissmeinnichtfelder aus jedem der Hinterhoffenster, dann wird sie mit ihm darüber reden, wenn er dazugehört, wenn sie gemeinsam über den Hauptplatz schlendern, wenn sie sich zu den anderen ins Tore gesellen, wenn sie absagt, beim Maikranzbinden und

zwar mit folgenden Worten: »Da kann ich nicht, leider, da haben wir unseren Tag.« Wenn er sie mit seinen vom Fahrradöl gereinigten Händen an den richtigen Stellen anfasst, wenn sie alles von ihm weiß, sogar dass er Hagelzucker abscheulicher findet als alles andere auf der Welt, dann wird sie ihn einweihen. Aber vorher sicher nicht.

Der Mann nimmt Monas Hände in die seinen, es stört sie nicht, dass seine Handflächen feucht sind. Mona drückt die fremden Hände zur Eingewöhnung. Sie geht davon aus, dass der Mann diesen Moment versteht, dass er weiß, dass hier ein Grundstein gelegt wird. Der Mann spricht:

»Es geht um etwas Wichtiges. Es geht um alles, um Sie alle, aber im Grunde, verstehen Sie mich bitte nicht falsch, ist es so schlimm nun auch wieder nicht.«

Jetzt holt er Luft, und Nummer 2 springt ein, seine Augen wirken auf Mona sehr gewöhnlich, er ist so ein Durchschnittsgraublauer, und seine Stimme ist zu klein für seinen Körper, der Mann kann ja nur flüstern:

»Es geht um die Flutung, um das Energieprojekt, es geht um die Talsperrmaßnahme. Es geht um den Abbruch des Ortes.«

»Wohin gehst du?«, fragt Wacho.

»Raus halt.«

»Dann geh mal. Wir sehen uns ja später im Tore. Aber schließ vorher die Kellertür ab.« David schiebt den Riegel vor, hakt die Kette ein, drückt mit dem Fuß den wurstigen Stoffhund vor den Spalt, gegen die kalte Luft, die selbst im Sommer aus dem Keller in die Küche strömt. Früher war der Keller für Wacho kein Problem, da hat er sein Zeug selbst nach oben geschleppt. Aber seit einiger Zeit traut er sich nicht mehr hinunter, nicht einmal in die Nähe der Tür.

David verlässt das Rathaus, er rutscht das Geländer der weißen Treppe hinunter und ärgert sich nicht über den nassen

Hintern. Er landet neben dem Löwen, die Hand auf der Mähne, der Stein ist kalt wie das Öl, wie das Bild unten im Keller. Es ist ein lebloser Tag, und David gibt sich Mühe, dagegen anzustrahlen, er sagt sich: »Heute ist es so weit!« Er geht zum Brunnen hinüber, er spuckt hinab, er wirft eine Münze zusammen mit den Flusen eines mitgewaschenen Taschentuchs. Er denkt sich, dass es schön wäre, wenn es jemanden gäbe. Jemanden, den es hier noch nicht gibt. Diesen Gedanken hat David jeden Tag.

Mona starrt und starrt und ihr fehlt plötzlich etwas und sie merkt erst, was es ist, dass es die Hände sind, als die Männer schon wieder im Auto sitzen, mit Tempo dreißig auf den Hauptplatz zusteuern und die Botschaft von ihr wegtragen, es ist die schwitzige Nähe zu dem fremden Mann, der die Vergrößerung ihres Lebens sein sollte. In Monas Bauch rumort die Mutter, stemmt sich gegen die Eingeweide und fordert einen mutigen Schritt: »Streng dich an, Mona, kämpf um dein Glück!«

Aber Mona steht da mit hängenden Armen, mit kalten Fingern, ihr fehlt der Durchblick. Vielleicht bedeutet der Verlust der Brille, dass sie den Mann mit dem festen Griff nie wieder sehen wird, nie wieder so wie eben, und das heißt nie mehr richtig. Mona sinkt in die Knie und orientiert sich bei der Suche nach der Brille an den Kartoffeln, die sich auf dem feuchten Boden drehen, als läge ihr Fall erst Sekunden zurück. Sie findet sie schließlich zwischen den Zwiebeln im Netz und einer einsamen Möhre. Die Brillengläser sind zerbrochen, Risse querdurch, aber noch in der Fassung, nur ein winziger Splitter fehlt, das Glas ist sehr dick. Tröstend streichelt Mona mit der Fingerspitze über die Bruchstellen, sie hat sich unter Kontrolle.

Vorsichtig steht sie auf, reibt sich die Knie, die Strumpfhose ist gerissen, ihre Kleidung klamm. Mona setzt die Brille auf ihr Nasenbein, direkt in die dafür vorgesehene Kerbe. Als je-

mand an ihr vorbeigeht, zuckt sie zusammen, sie blickt sich um, aber da ist niemand, die Straße ist leer. Die Straße ist bedroht wie die Häuser und Monas immer noch kleines Leben, und Mona rennt los, das erste Mal rennt sie nach so langer Zeit, an sich ein gutes Gefühl, wenn nicht alles so furchtbar wäre, wenn sie doch nur scharf sehen könnte. Das letzte Mal gerannt ist Mona vor fast zehn Jahren. Sie wollte fliehen vor all den örtlichen Unmöglichkeiten, fliehen nach Sansibar, weil ihr der Name so gut gefiel und weil es nach sehr weit weg klang. Ihr hätte klar sein müssen, dass ihre Mutter sie nicht lassen würde. Kaum hatte Mona den Hauptplatz überquert, kam diese auch schon aus dem Haus gestürzt, sperrte den Mund auf, um Mona zurückzurufen, stolperte bei der Treppe, taumelte bis zur Linde, fiel um und war tot. Mona klagte sich insgeheim des Mordes an, und seit jenem Tag ist sie nicht mehr gerannt. Bis heute.

Das Knallen ihrer klobigen Schuhe auf dem Pflaster, der Hall, der spitze Klang beim Aufprall von Monas Angst gegen die alten Wände der Häuser, eigentlich ist ihr das alles zu laut. Seit zehn Jahren bewegt sie sich wie in Zeitlupe durch die Welt, vorsichtig schleicht sie an den anderen vorbei, hört nur zu, redet nicht mit, macht sie sich so unsichtbar wie nur möglich.

Beim Laufen überlegt Mona jetzt, ob sie sich vielleicht geirrt hat, was den Mann angeht und seine Augen. Ob sie sich alles nur eingebildet hat, aus einer alten Sehnsucht heraus. Ob das vielleicht doch nichts werden kann, mit den geheilten Fahrrädern im Hof und mit seinen schwitzigen manikürten Fingern in ihrer Armbeuge und anderswo. Sie braucht ihn nicht. Sie kann gut allein sein, das kann sie, das hat sie geübt und dafür muss sie nicht einmal etwas sehen. Mona weiß mehr über den Ort als über sich selbst. Sie kennt sich hier aus wie nirgends und nur hier, und auf Sansibar damals wäre sie wohl ein für alle Mal verloren gewesen. Ganz sicher wäre ihr die

Freiheit über den Kopf gewachsen, sie hätte Mona für immer verschluckt. Hier aber springt Mona gerade rechtzeitig über jeden Stolperstein, lässt sich nicht noch einmal zu Fall bringen, sie weiß, wann sie abbiegen muss und wo aufpassen, weil da eine Schwelle ist, die lange schon zu keiner Treppe mehr gehört, zu keinem Eingang, zu nichts.

Mona erreicht den Hauptplatz, der ist kreisrund, kopfsteingepflastert und von Fachwerkhäusern gesäumt, links die Linde, rechts der Brunnen, daneben das Tore und schräg hinter dem Baum das Rathaus, der Löwe, die Treppe, die Tür. Da will sie hin. Sie muss verhindern, dass die Nachricht überbracht wird.

Unter der winterlich kargen Linde am Hauptplatz stehen die Zwillinge Jules und Jula Salamander und versuchen vergeblich, nicht nass zu werden. Sie sind äußerst dekorativ dabei und das wissen sie. Sie sind schön, und erst hinter weit mehr als sieben Bergen könnte es jemanden geben, der es aufnimmt mit ihrer Ausstrahlungsoffensive. Aber was interessieren sie die Berge, die ohnehin eher Hügel sind, ferne Städte, schönere Menschen? Sie sind hier und also die Schönsten. Die Zwillinge sind offiziell erwachsen, gerade achtzehn, im Ort aber sind sie für alle immer noch: der Junge und das Mädchen.

Man kann nicht alles auf seine Eltern schieben, den Namen schon, und in diesem Fall sind Eleni und Jeremias Salamander schuld. Jula und Jules fügen sich ihrem Schicksal, sie treten immer gemeinsam auf, niemals werden sie sich trennen, das steht fest, seit sie denken können und vielleicht sogar schon länger.

»Was meinst du, was diese Typen da bei Wacho wollen?«, fragt Jules. »Die hab ich hier noch nie gesehen.«

»Ihn zum richtigen Glauben bekehren oder so«, sagt Jula. Ihre Stimme klingt, als könne sie sehr gut singen. Aber Jula singt nie, Jules singt, wenn auch heimlich. Und er lacht, Jules

lacht immer, wenn Jula Witze macht. Er lacht am lautesten, wenn die Witze schlecht sind.

»Und das große Ding, das sie da schleppen?«

»Das ist ein Segel. Wacho wird David sagen, dass er es auf dem Dach befestigen soll, und dann fahren sie weg mit ihrem Haus. Du weißt schon, dann suchen sie nach Anna, auch auf dem Meer.« Jules mag die Idee von David und Wacho auf hoher See, er kann sich vorstellen, dass sie Anna dort finden werden.

»Mona sieht seltsam aus, wenn sie läuft«, sagt Jula.

»Stimmt«, sagt Jules.

»Mona ist komisch«, sagt Jula, und Jules nickt.

»Stimmt.« Immer stimmt alles zwischen den beiden.

Auch David sieht Mona rennen, ein seltener Anblick. David selbst steht wie immer, die Hände so tief wie möglich in den Jackentaschen vergraben, er steht am Brunnen vor dem Tore und versucht, sich zusammenzureißen. Es wird schon alles in Ordnung sein mit Mona, manchmal muss man einfach rennen, nur nicht zu weit. David will sich nicht anstecken lassen von ihr, er schaut auf den Boden, sein Kopf ist versunken zwischen den Schultern, und in Gedanken versteckt er ein verbotenes Wohin. Aus dem Tore beobachten sie ihn, aber das bemerkt er kaum noch, er ist es gewohnt, und sie sorgen sich sozusagen, sie sprechen darüber, dass er eines Tages abhauen wird, wie seine Mutter, und dass auch er diesen Blick hat und dass Wacho dann völlig den Verstand verlieren wird. Dabei hat David nicht vor wegzugehen, er stellt sich nur gern andere Welten vor und fremde Leben und Menschen, einen ganz besonders, nur bei ihm möchte er sein und am besten ganz nah. Wacho und David balancieren in einer wackligen Angelegenheit von Aushalten und Verzweifeln.

David kann nicht länger widerstehen, er holt die Hand aus der Tasche, kaut sich das Nagelbett blutig, er sucht nach Ideen für die Zukunft, was für ein großes Wort und wie unpassend

an diesem Tag wie auch an jedem andern. Morgen hat er Geburtstag, er wohnt bei seinem Vater im Rathaus, sein Geld verdient er im Tore, steht schichtweise und hemdsärmelig hinter dem Tresen, gibt Bier aus und Punsch und Schnaps. Er kann sieben Teller gleichzeitig tragen, ohne dass seine Arme zittern, und er spricht nicht viel bei der Arbeit. Er ist stark und trotzig und entschlossen und mutig und er hat Angst bis zum Himmel und darüber hinaus und er weiß nicht wovon.

Ein schwarzer Wagen mit einem merkwürdigen Emblem parkt beim Rathaus, mit einem Kennzeichen, das David nicht kennt. Zwei Männer, dunkel gekleidet, stehen vor dem Löwen, und er weiß sofort, dass der Tag da ist. Der Tag, an dem alles aus dem Gleichgewicht gerät, an dem die Welt umkippt. David beißt sich möglichst diskret einen Fetzen Haut vom Zeigefinger. »Hallo«, sagt eine Stimme hinter ihm. David hört oft Stimmen, das muss nichts bedeuten, aber diese hier klingt besonders freundlich und deshalb dreht David sich um. Da steht er, und David macht einen Schritt vor und einen zurück und schaut nur noch auf die fremde Hand, die seine Hand nimmt, und auf den Daumen, der über das müde Nagelbett streicht. David könnte brüllen vor Erleichterung. Da ist er also, endlich, blass und fast durchscheinend und das krasse Gegenteil von ihm selbst, der mit all seiner Kraft und Gegenwärtigkeit nicht weiß wohin, der den Kopf schüttelt über sich und darüber, dass er jetzt, wo er endlich seine Zweisamkeit hat, nur dastehen kann und schauen. David räuspert sich, stellt eine überflüssige Frage. »Wer bist du?«, fragt er ihn, und dann sagt er es selbst: »Milo, du bist Milo.«

David schöpft zwei Liter Hoffnung aus dem Brunnen, dessen Schacht bis zum Erdmittelpunkt hinabreicht. Jemanden wie Milo hat er seit seiner Zeit bei den Wühlmäusen vermisst, schon immer also, und jetzt ist Milo plötzlich da, steht bei David am Brunnen am Hauptplatz, im Zentrum der Dinge, und endlich hat das Vermissten ein Ende. Er sieht auf Milos Hand,

die seine immer noch hält, wie das ankommt, das kann er sich denken. Milo folgt Davids Blick und lässt ihn dann los.

»Egal«, sagt David und: »Gut, dass du da bist.«

Der Wind weht Welten, es regnet ohne Unterlass, Milos Nase läuft, beide haben aufgesprungene Lippen. Milo setzt sich auf den Rand des Brunnens, er wirkt müde. David steht daneben und zum milliardensten Mal sieht er hinunter ins tiefe Schwarz, spricht plötzlich über Horrorfilme, Teil eins bis drei, irgendetwas Japanisches, die hat er noch aus der Videothek, bevor er sie zurückgeben konnte, war die verschwunden, von einem Tag auf den anderen; mittlerweile ist das fast drei Jahre her. Eigentlich sind ihm die Filme egal, aber für einen winzigen Moment kann David beim Erzählen Milos Jackenärmel berühren, ein Stück näher bei ihm sein, während er auf irgendetwas Unsichtbares da unten im Brunnen deutet, und ob sie reingehen sollen oder nicht, darüber sprechen sie auch, und sie entscheiden sich immer wieder für die Kälte.

Die Wühlmäuse stürmen auf den Platz. Die Zwillinge beobachten, wie Mona mit der kreuz und quer laufenden regenbemantelten Kindergartengruppe kollidiert. Jules grinst, Mona erinnert an einen dieser Tumbleweeds aus den Westernfilmen, die sie sich früher zusammen am Wochenende mit Jeremias angeschaut haben. Jula braucht ihn gar nicht so fest in die Rippen zu stoßen, das Grinsen war doch nicht böse gemeint, das kam eher aus der Langeweile heraus, nach Erledigung aller Aufgaben und ohne richtigen Plan für den Rest des Tages, wie immer. Da war dieser kurze Slapstick eine nette Abwechslung.

»Tu doch nicht so«, knurrt Jules den einen Zentimeter, den er kleiner ist, zu seiner Schwester hinauf.

»Die zwei Minuten holst du nie wieder ein, Kleiner«, sagt Jula. Sie gibt ihm einen Kuss, der herablassend gemeint ist und auf dem Kopf landen soll, aber die Stirn trifft. Wie gesagt: ein Zentimeter. Für Hochmut reicht das nicht.

»Such dir 'nen Freund!«

»Ey, wie alt bist du?« Jules drückt Julia, einmal in den Arm nehmen und alles ist wieder gut, so gut, dass Eleni und Jeremias Salamander sich ab und zu Sorgen machen wegen:

»Der Beziehung.«

»Der Interaktion.«

»Also, dem Interagieren.«

»Also genau genommen wegen, äh, diesem ständigen Umeinandersein –«

»Rumfummeln, sag es doch einfach!« Aber dann sagen sie es doch nicht einfach und stattdessen einander: »Die beiden gehören nun mal zusammen.« Und dann lächeln sie und verlieren sich und die Gedanken im Kaminfeuerschein, und alles ist gut, Zusammensein ist gesund, auch für die Kinder, und hier gibt es nicht viel, aber eigentlich alles.

»Jetzt lass mal los, ich will wissen, was Mona hat«, sagt Julia und befreit sich aus Jules' Umarmung.

Vorsichtig schleichen die fahlen Herren am überlebensgroßen Steinlöwen vorbei die weiße Treppe hinauf ins Rathaus. Nummer 2 beugte die Ordnung in der Garderobe, die sorgfältig aufgereihten Schuhe, tief atmet er den Geruch von frisch gebrühtem Kaffee ein. Das Plakat stellt er ab, das ist vorerst zu deutlich. Durch die in freundlichem Gelb gehaltene Diele folgen sie dem Kaffeeduft bis in die große Wohnküche.

Als hätte er sie erwartet, steht dort mitten im Raum der Bürgermeister, Wacho, und er lächelt sie an und er bittet sie an den Tisch, da steht noch das Geschirr vom Frühstück. Wacho entschuldigt sich, er habe gerade spülen wollen und im Büro, da sehe es noch schlimmer aus, die Akten, die Ordner, all diese Ordner, sie wüssten schon. »Eigentlich bin ich Anlageberater«, sagt Wacho, und es klingt wie ein Geständnis.

Alles hier strahlt Gemütlichkeit aus, finden Nummer 1 und Nummer 2, und Wacho wirkt wie ein freundlicher Mensch,

wie ein zufriedener Bürgermeister eines winzigen Ortes und er hat sogar einen braunen Bart.

»Haben Sie Kinder?«, fragt Nummer 2. Wacho strahlt.

»Einen Sohn, David.«

»Das ist gut«, sagt Nummer 2, »wie alt ist er denn?« Wacho sieht plötzlich bekümmert aus.

»Fast siebenundzwanzig.« Erstaunt werfen Nummer 1 und Nummer 2 noch einmal einen Blick auf die Kinderbilder am Kühlschrank.

»Dann sind Sie schon Opa«, sagt Nummer 2, und Nummer 1 kommt aus dem Staunen gar nicht mehr raus, so ein Wort hätte er aus diesem Mund nicht erwartet. Für ihn war Nummer 2 bisher immer jemand, der »Großvater« sagt, »selbstredend« und »gezwungenermaßen«.

»Nein«, sagt Wacho, »noch nicht.« Er scheint wirklich besorgt. Er gießt den Männern Kaffee ein, auch wenn diese abwinken, das ist eine dieser Regeln, Kaffeetrinken nur mit betroffenen Zivilpersonen, mit den Offiziellen trinkt man höchstens ein Wasser oder später einen Schnaps. Nummer 1 und Nummer 2 rühren nur um, sie trinken nicht.

»Ist etwas mit David«, stößt Wacho hervor, »ist ihm etwas passiert?«

»Nein, nein«, sagen Nummer 1 und Nummer 2 wie im Chor, aber Wacho ist schon am Fenster, späht durch die Gardine, sucht.

»Da ist er doch, mein Sohn, da steht er.«

»Es geht nicht um Ihren Sohn, entschuldigen Sie, wir haben uns noch gar nicht vorgestellt. Wir arbeiten für die Poseidon Gesellschaft für Wasserkraft. Wir sind hier wegen der Maßnahmen, Sie erinnern sich, die beginnen in Kürze.« Ihre Namen nennen die Männer nicht, das ist Teil der Firmenphilosophie, man will nicht persönlich werden.

»Irgendwas ist mit Mona«, murmelt Wacho, während er weiter aus dem Fenster schaut.